

Der Zwang in der Sache selbst

Adornos letzte Vorlesung zum Konzept einer negativen Dialektik

Alexander Struwe*

Adorno, Theodor W., 2021: *Fragen der Dialektik (1963/64). Nachgelassene Schriften, Abteilung IV: Vorlesungen*, Band 11, Berlin.

Als im Jahr 2015 die deutsche Übersetzung von Michel Foucaults *Die Strafgesellschaft* (2015) erschienen war, hatte man sich davon Großes erhofft. Die lange im Nachlass zurückgehaltene Vorlesung enthielt Vorarbeiten zu Foucaults epochemachendem Werk *Überwachen und Strafen* (1977) und sollte nicht nur dessen Genese aufschlüsseln, sondern vor allem eine der großen Streitfragen in der Foucaultrezeption und mithin der jüngsten Entwicklungsgeschichte der Politischen Theorie klären: Ist die von Foucault diagnostizierte Überwachungsgesellschaft, mit der er seine Machtkonzeption in den Bereich des Sozialen übertrug, eine kapitalistische? Ist die spätmoderne Gesellschaft also vor allem durch Machtbeziehungen oder durch Herrschaftsstrukturen bestimmt?

Diese Frage erhielt zurecht so viel Aufmerksamkeit, weil sie einen theorieleitenden Zielkonflikt mindestens der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts betrifft: Das Entweder-Oder von handelnden Subjekten oder determinierender Struktur. Auf der einen Seite steht Foucaults Theorie von Diskurs, Macht und Wissen, deren Attraktivität genau darin bestand, die kritische Alternative zu jenem im Dogmatismus erstarrten Marxismus darzustellen, der der Gesellschaft nur als durch die Basis determinierte Einheit zu fassen vermochte und dabei alle Differenz im Überbau zum Nebenwiderspruch degradierte. Auf der anderen Seite aber stand der nicht zu leugnende Vorwurf im Raum, Foucaults Sozialtheorie würde handfeste materielle Zwänge in der Einrichtung der Gesellschaft zugunsten eines omnipräsenten Widerstandspotentials des Subjekts vernachlässigen. Die Hoffnung, in seiner unveröffentlichten Vorlesung nun den Nachweis eines impliziten Dialogs mit der marxischen Gesellschaftstheorie zu finden, war daher im Kern die Hoffnung auf eine Lösung des Problems, auf eine Versöhnung des Widerspruchs.

Und zwar eines Widerspruchs, der in der ein oder anderen Form die moderne Theoriegeschichte immer wieder heimsuchte: Als Dualismus von Subjekt und Objekt, Handlung und Struktur, Freiheit und System – oder, wie im Falle von Marx und Foucault, als Determination und Kontingenz. In der Politischen Theorie finden sich entsprechend viele

* Alexander Struwe, M. A., Universität Leipzig
Kontakt: alex.struwe@materialismus.org

Versöhnungsvorschläge, dritte Wege, Theoriesynthesen oder auch Versuche, in immer neuen *turns* und vermeintlich wissenschaftlichen Revolutionen das Dilemma hinter sich lassen zu können. Mindestens in der Rückschau lässt sich festhalten, dass solche Versuche nur allzu oft Teil jenes Zusammenhangs geblieben sind, der darin überwunden werden sollte. Diese Einsicht war es einmal, die den grundlegenden Impuls dialektischen Denkens ausmachte: Die Anstrengung des Denkens, jenen Zusammenhang selbst mit in die Reflexion aufzunehmen, den Widerspruch als Teil der Wahrheit zu begreifen, mit der man es in gesellschaftlichen Fragen zu tun bekommt, und daraus wiederum selbst die Konsequenz zu ziehen.

Die Unnachgiebigkeit, mit der Widersprüche heutzutage als bloße Gegebenheiten wahrgenommen werden – von einer Rede der gespaltenen Gesellschaft bis zu Theorien politischer Differenz als radikale Ontologien –, zeugt vom schweren Stand der Dialektik. Dass es sich trotzdem oder genau deshalb lohnt, sich dieser wieder zu stellen, vermag die jüngste Neuerscheinung einer weiteren Vorlesung zu vermitteln. Es handelt sich um die letzte der drei Vorlesungen Theodor W. Adornos zu seinem Konzept einer negativen Dialektik, die er im Wintersemester 1963/64 unter dem Titel *Fragen der Dialektik* an der Frankfurter Universität gehalten hat. Diese bisher unveröffentlichte Vorlesung verspricht zwar keine Neuinterpretation von Adornos Werks, aber sie ist für eine gegenwärtige Auseinandersetzung trotzdem von großem Wert: Sie zeigt, dass es weder Aufgabe der Theorie ist, sich innerhalb von Widersprüchen wie eine Standpunktphilosophie zu positionieren, noch diese Widersprüche aufzulösen, zu versöhnen oder positiv zu vermitteln. Dialektik, so führt Adorno aus, dient dazu, den Widerspruch im Denken auf seine gesellschaftlichen Grundlagen zurückzuführen, indem das Denken an sich selbst den Widerspruch als gesellschaftliches Produkt nachvollzieht. Diese Form der kritischen Selbstreflexion nicht als Erkenntnistheorie, sondern als praktische gesellschaftliche Erkenntnis ist tatsächlich ein in Vergessenheit oder auch Verruf geratener Anspruch. Richtig verstanden – und dazu lädt die Vorlesung im Gegensatz zu Adornos sperrigem Hauptwerk der *Negativen Dialektik* (2003b) ein – verspricht sie eine Antwort auf viele Sackgassen der Gegenwart.

Entsprechend galt Dialektik lange Zeit als eine Art Goldstandard kritischen Denkens: Die Frage war nicht, *ob* Dialektik die richtige Theorie, sondern *wie* sie richtig zu entfalten sei. Zum Beginn des 20. Jahrhunderts war damit der Versuch verbunden, die widersprüchlichen Momente der Gesellschaft als einen Zusammenhang zu begreifen, allem voran der Zusammenhang zwischen den sich verschärfenden sozialen Konflikten und einer scheiternden Revolution, später dann der Zusammenhang von Fortschritt und Zivilisationsbruch. Für genau diesen Anspruch einer Erkenntnis der gesellschaftlichen Totalität und mithin der Wahrheit dieses Zustands wurde Dialektik verworfen. Bis heute geistert der Begriff Dialektik zwar noch durch die Theorie, aber in positiven Bezügen oft nur als Mystizismus oder aber als die schlechte Abstraktion, dass alle Dinge eben zwei Seiten hätten. Dabei vermag selten jemand eine gute Antwort auf die Frage zu geben, was Dialektik denn sei, und entsprechend groß sind die Missverständnisse, die dazu führten, dass ihr Anspruch verworfen wurde. So etwa die Vorstellung, Dialektik sei einfach eine

Theorieperspektive unter vielen, die trotz ihrer Begrenztheit für sich Überlegenheit in Reichweite und Qualität von Erkenntnis beanspruche.

Darin bietet Adornos Vorlesung die erste Möglichkeit zur Korrektur, denn er entfaltet keineswegs ein beliebiges Theorieprogramm, sondern erhebt den Anspruch einer Theorie, die Ausdruck gesellschaftlicher Realität selbst ist und diesen Zusammenhang kritisch reflektieren kann: „[W]enn der Begriff von Dialektik, auf den ich Sie bringen möchte verbindlich ist“, so Adorno (2021: 10) in der Einführungssitzung, „dann muß in der Sache selbst ein Zwang liegen“. Dialektik ist damit zweierlei: einerseits ein Zwang in der Sache und andererseits das Mittel zu dessen Nachvollzug. In diesem Anspruch lässt sie sich nicht als ein abstraktes Programm entfalten, nicht einfach als Einführung abarbeiten. Es wäre ein Irrtum, Dialektik daher als bloße Methode zu begreifen, und Adorno versucht seine Studierenden an mehreren Stellen „dringend davor zu warnen, [...] daß Sie nun glauben, wenn man nun also nur die Dialektik hat, dann hat man’s in der Tasche“ (ebd.: 201). Genau darin liegt die besondere Stärke der Darlegung Adornos, denn er entfaltet Dialektik am Problem, an den Fragen seiner Gegenwart, die zur Dialektik drängen. Er zeigt die Relevanz und Notwendigkeit eines dialektischen Denkens, indem er die verschiedenen Widersprüche – zwischen Form und Inhalt, Besonderem und Allgemeinem, Geschichte und Struktur –, die sich in der Theorie niedergeschlagen haben, als Index einer widersprüchlich eingerichteten Welt ausweist.

Eine der grundlegendsten Fragen dialektischer Philosophie betrifft daher den „theoretisch am verbreitetsten starren Gegensatz [...], den es überhaupt gibt, nämlich den von Form und Inhalt“ (ebd.: 142). Dialektik grenze sich gegen bloß abstrakte Gegenstands- oder Wesensbestimmungen als ein Denken ab, „das mit der Erfahrung der Sache sich sättigt und ebenso aus der Erfahrung der Sache heraus selber lebt“ (ebd.: 15). Im bestimmenden oder identifizierenden Denken liege aber immer jenes Moment, die Bewegung der Sache selbst stillzulegen und zu einer endgültigen Festlegung zu bringen, dem abstrakten Begriff, der dem Werden der Dinge widerspreche. Eine Fassung dieses Problems findet sich in der Debatte der letzten Jahrzehnte um eine politische Differenz. Allerdings, so ließe sich mit Adorno festhalten, undialektisch, das heißt mit der Tendenz, die Unabschließbarkeit der Bestimmungen selbst zum Primat zu erheben, sodass jede Bedeutungskonstruktion an ihrer eigenen Prekarität gemessen werden müsse. Der bedeutendste Impulsgeber dafür blieb Heidegger und seine vermeintlich radikale Ontologie des Nichts. Die Lektüre Adornos lässt dabei schon die Frage aufkommen, warum seine Ausführungen, die weit über den Stand einer Ontologisierung der Kontingenz hinausweisen, nicht wenigstens einmal konsultiert wurden.

Den Vorstellungen eines solchen Ankers für das Denken, aus dem sich eine feste Methode ableiten ließe, stellt Adorno daher ein dialogisches Prinzip, „das rhetorische Moment von Wahrheit“ (ebd.: 33), entgegen. Denn die Verfestigung des bestimmenden Denkens zum Nominalismus korreliere mit einer Verachtung der Rhetorik, die Adorno bis in die Antike reichen sieht. Ihm geht es entsprechend darum, „das Moment des Ausdrucks inmitten des begrifflichen Denkens“ (ebd.: 40 f.) zu betonen, die Bewegtheit der Dinge selbst ausdrücken zu können, ohne dabei die irrationale Konsequenz zu ziehen, auf

die Bestimmung und den Begriff zu verzichten. Das ist eine widersprüchliche Aufgabe, denn Begriffe setzen immer Identität voraus, von Bezeichnung und Bezeichnetem. Und so sei auch die fortgeschrittenste Konstruktion des Wirklichen – Hegels dialektisches System – noch dem Problem erlegen, „daß die Antwort, die Hegel darauf gibt, die aller-radikalste idealistische Antwort ist“ (27), nämlich die Annahme einer absoluten Identität von Vernunft und Wirklichkeit.

Die Herausforderung der Theorie liege also im Grunde darin, einen solchen Idealismus zu überwinden und dafür stehe ihr zunächst nicht mehr als die Betonung des Widerspruchs zur Verfügung: Die Trennung zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Begriff und Sache, auf der – wie Adorno mit Horkheimer in der *Dialektik der Aufklärung* ausgeführt hatten – überhaupt erst die Aufklärung als Freiheit durch Naturbeherrschung basiert; diese Trennung anzuerkennen, ohne sie selber wieder zum Naturgesetz zu machen. Dialektik sei also der Versuch, mit den Mitteln der Beherrschung der Dinge, „das Leben der Sache selbst zur Sprache zu bringen“ (ebd.: 48). Die Aufklärung habe aus Angst vor dem Unbestimmten (denn nur das Bestimmbare ist beherrschbar), dem Denken diesen Aspekt gleich mit ausgetrieben. Dialektik aber negiere diesen Widerspruch nicht, sondern suche nach einem Weg, die Spannung auszuhalten zwischen dem „Moment der Stringenz, der Bündigkeit, der Notwendigkeit“ und „dem Moment des Ausdrucks oder der Erfahrung“ (ebd.: 52).

Der Erkenntnisanspruch der Dialektik bedeutet für das Denken also, selbstkritisch zu sein, und zwar, indem es die Mittel zur Erkenntnis als historische Werkzeuge reflektiert und nicht mit der Sache selbst verwechselt. Dieser Anspruch verbietet jede Spekulation über Wesenheiten – wie etwa der Anti-Essenzialismus poststrukturalistischer Theoriegebäude von Foucault bis Rancière festhalten wollte –, aber zugleich auch die Flucht in die bloße Abstraktion, den Idealismus, der selber nicht mehr erklären kann, woher die gesellschaftliche Bedeutung jener Ideen kommen soll, die als Entfaltung damit vorausgesetzt wird. Adorno schwebt daher ein Modus der Erkenntnis vor, den er seit seiner Antrittsvorlesung an der Frankfurter Universität im Jahre 1931 bis in sein sogenanntes philosophisches Hauptwerk der *Negativen Dialektik* verfolgte: das Denken in Konstellationen. Gegen ein Denken im System oder dessen Auflösung im Irrationalismus ist Adornos Darstellungsideal, „daß die philosophische Darstellung aus jeweils in sich durchgebildeten Teilen besteht [...], die dann in eine Konstellation zueinander treten, durch die sie überhaupt erst ihren Stellenwert gewinnen und durch die ihre Einseitigkeit sich dann korrigiert“ (ebd.: 63). Diesen von Benjamin inspirierten Gedanken hatte Adorno 1931 bereits als „das Programm jeder echten materialistischen Erkenntnis“ (Adorno 2003a: 336) ausgegeben.

Um diese materialistische Wendung der Dialektik geht es Adorno in seiner gesamten Vorlesung. Dialektik brauche eine solche Neubestimmung, um überhaupt noch zeitgemäß zu sein, und zugleich sei es die gesellschaftliche Wirklichkeit, die nach einer solchen Dialektik verlange: „Sie brauchen wirklich nur, jeder einzelne, sich selbst eine Sekunde lang ernsthaft zu befragen, ob Sie [...] in einer nicht-antagonistischen Welt leben“, gibt Adorno (2021: 89) seinen Studierenden zu bedenken, um den Nachvollzug des

gesellschaftlichen Widerspruchs zu rechtfertigen. Die antagonistische Verfasstheit der Gesellschaft – eine Klassengesellschaft, deren Antagonismus gerade über die Integration der Arbeiterklasse weiterbesteht – dränge zu einer Erkenntnis des Zusammenhangs des Widerspruchs als Herrschaft. Aber zu dieser Erkenntnis taugt kein abstraktes Schema, wie es Adorno etwa in der Triplizität von These-Antithese-Synthese zurückweist. Die idealistische Vorstellung, Synthese sei die Einheit sich widersprechender Momente auf einer höheren Ebene, entspreche der Tendenz nach einem Versöhnungsgedanken. Aber dieser verkenne, dass „mit dem Fortschritt der Entfaltung der Produktivkräfte [...] bei unveränderten Produktionsverhältnissen [...] die Widersprüche innerhalb der Gesellschaft anwachsen“ (ebd.: 88).

In der antagonistischen Gesellschaft sieht Adorno die Skepsis gegen das Denken in einem geschlossenen System, für das eine positive Dialektik steht, mehr als berechtigt. Die Konsequenz daraus müsse aber sein, das „negative Moment der Dialektik [...] gegenüber dem konservativen Moment der Synthesis“ (ebd.: 94) herauszustellen. Die negative Dialektik will mit dem begrifflichen Denken begreifen, was im positiven Begriff nicht aufgehoben ist: das Nichtidentische. Die Hinwendung zum Nichtidentischen ist aber etwas anderes als die Affirmation des Irrationalismus, wie es etwa in manch post-moderner Rationalitätskritik anklingt. Es meint genau genommen den Nachvollzug jener Zurichtung, die das Denken der Sache antut, um sie begreifen zu können. Auf diese Weise bleibe man nicht stehen im Dualismus von Rationalismus und Irrationalismus und ermögliche im Denken, „diese beiden Tendenzen nicht als die absoluten Gegensätze aufzufassen, als die sie sich selbst setzen, sondern auch sie in ihrer Vermitteltheit zu begreifen“ (ebd.: 105).

Dialektik, so Adorno in der Kritik an der irrationalistischen Lebensphilosophie, ist also nicht der Mittelweg, der Kompromiss zwischen den Extremen, sondern der Nachvollzug der geschichtlichen Notwendigkeit, aus der der Widerspruch entspringt. Dialektik zeige, inwiefern Verdinglichung die notwendige Konsequenz des unversöhnten Zustands der Gesellschaft ist: „Verdinglichung sei die Gestalt der Nichtidentität in einem Bewußtsein und in einer Gesamtwirklichkeit zugleich, die unter dem Bann des Identitätszwanges stehe“ (ebd.: 128). Sie ist ein historisches Produkt und lasse sich entsprechend nur in ihrer historischen Aktualität, das heißt konkret, und nicht als abstrakte Setzung erfassen. Auch wenn also Dialektik auf die Vermittlung als jene Kategorie zielt, mit der gesellschaftliche Gegensätze aufgeklärt werden können, so liege darin kein Geheimrezept. Im Gegenteil, „verabsolutiert man den Begriff der Vermittlung, so ist man dadurch notwendig bereits im subjektiven Idealismus“ (ebd.: 157). Daraus folgt Adornos prominente Formulierung vom Vorrang des Objekts: Anstelle der Auflösung aller Widersprüche in der subjektiven Vernunft (Idealismus), muss an der konkreten Analyse des einzelnen Gegenstandes gezeigt werden, dass und in welchem Grad dieser Objekt gesellschaftlicher Vermittlung ist.

Diese Gedanken führt Adorno an einer weiteren Form des Widerspruchs aus, nämlich dem von Statik und Dynamik im System. Ein Denken im System tendiere zur Geschlossenheit, womit es die Dynamik immer stillstelle. In der Philosophiegeschichte

lasse sich das Ringen mit diesem Problem nachvollziehen, an der Auseinandersetzung zwischen Kant und Hegel, der Frage nach Unendlichkeit und Endlichkeit, an der Problematisierung des Systems durch Kierkegaard oder Nietzsche. Zwischen den Antipoden vom Determinismus einer stabilen gesellschaftlichen Totalität und der Auflösung aller Systematik in die reine Bewegung und Kontingenz müsse Dialektik erneut beide Momente in ihrer Vermitteltheit zu ihrem Recht bringen: Ein Denken des bestimmenden Zusammenhangs, ohne dass dieser zementiert werde, ebenso wie die Kritik aller „abschlußhaften, sich absolut setzenden Bestimmungen [...], ohne daß es aber dabei selber nun dem Relativismus sich überantworten würde“ (ebd.: 199). Adorno gelangt über diese widersprüchlichen Motive zu einer der eindrucklichsten Formulierungen seines Anspruchs, dass Dialektik „nichts anderes [wäre], als durch Denken und Reflexion zu versuchen, das rückgängig zu machen, das umzukehren oder zu heilen, wenn Sie so wollen, was das Denken, um überhaupt als Denken möglich zu sein, seiner Sache angetan hat“ (ebd.: 216).

Entsprechend sei Dialektik nichts, das von außen an das Denken herangetragen werden müsse. Ihr Moment ist dem Denken inhärent und komme in der Philosophiegeschichte immer wieder zur Geltung: Die Reflexion der Erkenntnis finde sich ja bereits bei Kant, der damit die Idee der Dialektik vorwegnehme, die sich dann bei Hegel zur Reflexion der Reflexion steigere. Da aber die nachkantische Philosophie zur Auflösung der Widersprüche im Subjekt – also zum Idealismus – tendierte, wandte sich der Materialismus so entschieden dagegen, dass er die Dialektik gleich selbst mit preisgab, woraufhin Marx den Materialismus wieder dialektisierte. Diese Geschichte, die Adorno rekonstruiert, soll aber nicht beweisen, dass Dialektik sich als eine besondere Schule oder Denktradition entfalte oder wie ein Ausgleich zwischen den Extremen funktioniere. Sie zeige, „daß die Dialektik uns die einzige Gestalt des Denkens zu sein scheint, in der das systematisch-methodische [...] und das inhaltliche Motiv ja nun nicht irgendwie äußerlich zusammengebracht, sondern selber reflektiert und dadurch in ihrer Einheit bestimmt werden“ (ebd.: 243).

Eine Anpassung der Dialektik ist also keine bloße Aktualisierung, sondern die Einlösung des Anspruchs des Denkens, um den es sich selbst als Ideologie betrügt. Die letzte Station oder der letzte Anhaltspunkt einer solchen Dialektik für Adorno ist Marx, dessen Kritik am Idealismus die entscheidende Erkenntnis ermöglichte, dass „das System der Gesellschaft, das ist eben wirklich die Gesellschaft so, wie sie von einem einheitlichen Punkt, nämlich von der Warenform aus, sich als Einheitliches, und zwar negativ, bestimmt“ (ebd.: 261). Marx wird damit zum Vorbild der negativen Dialektik, wie sie Adorno vorschwebt, als Erkenntnis einer Gesellschaft, die sich selbst zum negativen System entwickelt hat, zur verwalteten Welt. Ein Denken, das sich derselben Systemhaftigkeit, der Identität, unkritisch überlasse, bleibe notwendig Teil dieses Herrschaftszusammenhangs und also Ideologie. Aber genau diese Pointe beinhaltet auch, dass es selbst an Marx keinen unkritischen Anschluss geben könne. Adorno hält etwa Marx vor, auch er verfolge mit seiner Geschichtsphilosophie eine „Theodizee der Geschichte“ (ebd.: 263) und sei damit noch zu nah am idealistischen Modell Hegels.

Darin deutet sich eine Art Radikalisierung des negativen Moments bei Adorno an, die stellenweise wie ein Bekenntnis zur radikalen Kontingenz poststrukturalistischer Theoriegebäude oder zum nachmetaphysischen Denken der Sozialphilosophie in Folge von Habermas anmutet. Ließe sich Adorno doch schließlich mit jener Tradition kritischen Denkens vereinen, das aus dem formalen Bruch mit der materialistischen Dialektik in der marxistischen Tradition hervorging? Ironischerweise lassen sich – ähnlich wie in der eingangs erwähnten Vorlesung Foucaults – genau solche Anschluss- oder Klärungsversuche auch in diesem Fall nicht vornehmen, da die entscheidenden Vorlesungseinheiten, in denen Adorno zur Marxschen Dialektik referierte, aufgrund von Tonbandproblemen nicht mit aufgezeichnet werden konnten und somit auch im Band fehlen. Diese zwangsläufige Offenheit dürfte aber ganz im Sinne Adornos sein, der eben keine Klärung der Fragen der Dialektik vornehmen, sondern die Anstrengung skizzieren wollte, die es bedeutet, sich diesen Herausforderungen überhaupt zu stellen.

So schwankt Adorno schließlich in seiner Einschätzung zum Stellenwert des dialektischen Widerspruchs: Das Denken, als Identitätsdenken und Formalisierung, scheint immer im Widerspruch zur Sache zu stehen. Aber zugleich ist Adorno klar, dass dieser Zusammenhang selbst einer der Herrschaft ist, ein menschengemachter und keinesfalls ein Naturgesetz. Wie er in den angehängten Stichworten zu den Vorlesungen schreibt, ist Dialektik „die Ontologie des falschen Zustandes“ (ebd.: 376). Entscheidend für das Denken, für eine negative Dialektik, sei schließlich, sich dieses Zusammenhangs bewusst zu sein und ihn der Tendenz nach überwinden zu wollen. Ein praktischer Anspruch des Denkens, der entsprechend die Konsequenz mit sich bringt: „was das dialektische Denken taugt, das zeigt sich ganz allein in ihrer [der Dialektik, Anmerkung d. A.] eigenen Durchführung“ (ebd.: 201). Diese Aufgabe steht mit Adornos Vorlesung damit auch heute wieder im Raum, nämlich die konkrete Durchführung eines Programms, das dem Anspruch nach eine wirkliche Erkenntnis der Gesellschaft sein will und sich darin praktisch bewähren muss. Ein solches Vorhaben liegt seit langem brach und wäre dabei heute umso wichtiger.

Literatur

- Adorno, Theodor W., 2003a: Die Aktualität der Philosophie. In: Ders., Philosophische Frühschriften. Gesammelte Schriften, Band I, Frankfurt (Main), 325–344.
- Adorno, Theodor W., 2003b: Negative Dialektik. Jargon der Eigentlichkeit. Gesammelte Schriften, Band XI, Frankfurt (Main).
- Adorno, Theodor W., 2021: Fragen der Dialektik (1963/64). Nachgelassene Schriften, Abteilung IV: Vorlesungen, Band 11, Berlin.
- Foucault, Michel, 1977: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt (Main).
- Foucault, Michel, 2015: Die Strafgesellschaft. Vorlesungen am Collège de France 1972–1973, Frankfurt (Main).